

Judit Bertalan (Budapest)

# Samuel Ludvighs Reisebericht über Nordamerika<sup>1</sup>

## 1. Samuel Ludvighs Lebensweg

Samuel Ludvigh ist in der ungarischen Literaturgeschichte kaum bekannt. In den Nachschlagewerken findet man nur wenig über ihn,<sup>2</sup> was auch verständlich ist, denn er schrieb seine Werke — außer einem — in deutscher Sprache und verbrachte fast die Hälfte seines Lebens in den Vereinigten Staaten.

Er wurde 1801 in Kőszeg/Güns geboren. Seine Eltern gehörten dem wohlhabenden Bürgerstand an. Ludvigh besuchte in Güns die Grundschule, seine Gymnasialausbildung erhielt er im kalvinistischen Collegium in Pápa. 1823 eröffnete er in Győr/Raab eine Buchhandlung, womit er aber keinen Erfolg hatte, so wandte er sich dem Jurastudium zu. Er begann seine Laufbahn als Advokat, aber sein unruhiger Geist und seine Wissbegierde trieben ihn in die weite Welt. Als Sekretär des Fürsten Friedrich von Schwarzenberg bereiste er 1835 die Türkei, Griechenland, die Walachei und Siebenbürgen. In dieser Zeit schrieb er bereits Bücher, in denen er stets eine kritische Einstellung vertrat. Er schonte auch das metternichsche System nicht, was zur Folge hatte, daß er mit der österreichischen Zensur in Konflikt geriet.<sup>3</sup>

Um seine Gefühle frei aussprechen zu können, wanderte er 1837 nach Amerika aus. Er wirkte dort als Schriftsteller, Journalist und Redakteur, er redigierte stets deutschsprachige Zeitungen. Er beschloß, ein Blatt herauszugeben, welches ganz seinen Ideen und seiner Überzeugung entsprechen sollte. Dieser Entschluß fand in der „Fackel“ seine Verwirklichung.

1847 kehrte er noch einmal nach Europa bzw. Ungarn zurück, wobei er von der obersten Polizeistelle streng beobachtet wurde, weil er in der Monarchie wegen seinen Schriften und politischer Einstellung unerwünscht war.<sup>4</sup> Höchstwahrscheinlich kam er nach Europa, um sein Buch, mit dem ich mich befasse, hier herauszugeben. Nach Amerika zurückgekehrt widmete er sich den Reisen, um seine Vierteljahrschrift, die „Fackel“ verkaufen zu können. Er starb 1868 in Cincinnati.

## 2. Ludvighs Reisebericht

Was sich Samuel Ludvigh als Ziel steckte, als er das Buch *Licht- und Schattenbilder republikanischer Zustände* schrieb, sagt er ganz eindeutig im Vor-

wort: Er wollte den Lesern die Vereinigten Staaten vorstellen. Viele schrieben zwar schon darüber, aber das Land wurde „bald als Eldorado, bald als Jammerthal“ geschildert.<sup>5</sup> Nicht alle wollten dabei die eigentliche Wahrheit wiedergeben; die meisten durchreisten das Land und berichteten darüber aufgrund flüchtiger Erlebnisse. Nur einige konnten über Nordamerika ein unparteiisches, ehrliches Bild geben. Ludvigh glaubte, daß er auch der letzten Gruppe angehörte und imstande sei, über die Vereinigten Staaten wahrheitsgemäß zu berichten:

Als Bürgschaft für meine Schilderung kann ich dem Leser wohl nichts Besseres geben, als einen zehnjährigen Aufenthalt, wiederholte Reisen und eine Stellung im Leben, welche an der Spitze von politischen und religiösen Bewegungen, eine Gelegenheit der Anschauung darbot, wie sie nur Wenigen zu Theil wird.<sup>6</sup>

Er schrieb sein Buch für Deutsche, für jene, die nach Amerika auswandern wollten und die glaubten, daß die amerikanische Republik schon alle Probleme gelöst hätte, daß es dort keine Armut und keine Lasten mehr gäbe. Deshalb hielt es Ludvigh für wichtig, nicht nur über die Vorteile sondern auch über die Nachteile im Land zu schreiben. Da er hauptsächlich die Deutschen ansprechen wollte, wählte er viele seiner Beispiele aus dem Leben deutscher Einwanderer. Er konnte das leicht tun, weil er in Amerika viele Deutsche kannte, er besuchte ja während seiner Reisen hauptsächlich deutsche Gemeinden.

Die Auswanderer und Emigranten würden nicht immer freundlich aufgenommen, — heißt es im Buch — manche würden sogar verachtet. Deshalb gäbe es viele Deutsche, die ihre Herkunft verleugneten. Das Verhalten der Amerikaner den Emigranten gegenüber sei darauf zurückzuführen, daß aus Deutschland nicht nur Fleißige kämen, sondern auch Pöbel. Auch diese Leute könnten aber ihr Glück machen, denn Amerika sei das Land der „Möglichkeiten“. Ludvigh berichtet z. B. über einen Deutschen, der nach der Entlassung aus der Haft nach Amerika gekommen sei und zufällig einen „Fieberkranken“ geheilt habe. Von da an sei er im Kreise der einfachen Leute „Doctor“ genannt worden. Kurz danach arbeitete er schon mit einem ordentlichen Arzt zusammen, so daß er auch ohne Ausblidung „Doctor“ geworden sei.<sup>7</sup> Nicht dies sei aber typisch für die Auswanderer. Es kämen auch Fleißige, doch die meisten hätten — Ludvighs Meinung nach — mehr Geld als wissenschaftliche Bildung. Sie läsen fast nichts und täten auch nichts „zur Hebung deutscher Literatur“. Mit Bedauern stellt er fest, daß die Zahl der gebildeten Deutschen gering sei, sie sich zwar nach geistigen Genüssen sehnten, aber zu arm seien, dafür irgendein Opfer bringen zu können.<sup>8</sup> Einerseits übt er also Kritik an den Deutschen, andererseits heißt er sie willkommen. Er verfügt über statistische Daten, wonach z. B. im Monat Juli 1846 über zwanzigtausend Einwanderer allein in der Stadt New York an Land gegangen sind und in den anderen Städten ging es genauso zu. Darum wüchsen so schnell neue Städte

empor — so Ludvigh — , die Wälder würden in fruchtbare Felder verwandelt. Deshalb:

Lasset sie kommen! Es ist Raum genug, nur machet die Armen nicht glauben, daß hier ein Eldorado sei. Arbeit und Sorgen sind auch hier des Armen Loos, und auch der Armen giebt es leider so viele.<sup>9</sup>

Der Emigration, genauer der von dem deutschen Sprachgebiet ausgehenden Emigration gegenüber ist Ludvigh trotz seiner Kritik aber nicht feindselig gesinnt.

## 2.1. Die öffentlichen Angelegenheiten

Ludvigh beschäftigt sich mit dem geistigen und kulturellen Leben nicht nur im Zusammenhang mit den Deutschen. Seiner Meinung nach stehe das kulturelle und geistige Leben in Amerika nicht auf hohem Niveau. Während seiner Reisen zählt er in jeder Stadt sämtliche Schulen und die verschiedensten Institutionen auf, um zu zeigen, daß es an öffentlichen und wissenschaftlichen Anstalten, also an Mitteln nicht fehle, wenn man sich bilden wollte. Für diese Behauptung bringt er auch viele Beispiele. Mit Bewunderung stellt er fest, daß es in Philadelphia sogar „vier gute Anstalten für Mediziner“ gebe, also die Schule einem die Mittel in die Hand geben würde, diese müßten aber auch ergriffen werden — was nicht immer der Fall sei.<sup>10</sup>

In Cleveland gebe es ebenso ein „medizinisches Collegium“, wo alle wesentlichen Fächer unterrichtet würden. Hinsichtlich der Qualität wäre also alles in Ordnung, aber der ganze „Kurs“ dauere nur vier Monate. Das sei übrigens typisch für die Amerikaner, man eile hier immer und so „verfertigt“ man genauso schnell Doktoren wie auch Theologen.<sup>11</sup> Wie überall während seiner Reise, schreibt Ludvigh auch diesmal darüber, wie es den Deutschen hier geht. In Cleveland gebe es dreizehn öffentliche Schulen, aber keine einzige deutsche. Es habe zwar schon mehrere Versuche gegeben, eine deutsche Privatschule zu gründen, aber das Vorhaben sei gescheitert, weil sich kein Kind gemeldet habe. Hier lebten zwar 1500 Deutsche, aber nur 12 Kinder wollten zur Schule gehen — stellt der Autor traurig fest. Er fragt sich dabei, was aus dieser Generation werden solle?<sup>12</sup> Mit Bewunderung erwähnt er dagegen das Damen-Seminar in Frederick, wo die interessierten Damen in allen Fächern der Wissenschaften unterrichtet würden.

Ludvigh entdeckt aber nicht nur die Schattenseiten des Unterrichtswesens. An der Stelle, wo er das Schulwesen in St-Louis eingehend behandelt, sagt er, daß in Amerika auch das Lernen mit „Dampf“ betrieben werde, und obwohl das Medizinstudium kürzer sei als in Europa, sei die Sterblichkeitsrate hier auch nicht höher als dort. Hier gebe es nicht so viele Theoretiker, man finde aber viel mehr „praktische Männer“. Er meint, es sei erfreulich, daß es auch in dem ganz südlich liegenden Louisiana immer mehr Schulen gebe, die öffentlich und unentgeltlich seien. Er sieht aber eine wahre Gefahr darin, daß

die meisten Schulen noch in den Händen des Klerus lägen. Später schildert er ausführlich das Schulsystem von New York, versehen mit statistischen Daten. Ihm gefällt die freie und lockere Art des Unterrichtes, denn er sei hier kein Zwang:

In einem Staate, wo die Regierung den Menschen in keiner Beziehung bevormundet und es jedem frei läßt, aus sich zu machen, was er will und was er kann, da folgt man gewöhnlich seiner Neigung und seinem Talente.<sup>13</sup>

Ludvigh gibt uns einen systematischen Überblick über die Theater, Museen, Bibliotheken und die literarischen Institute der einzelnen Städte. In dieser Hinsicht könnte das Buch auch ein Kultur-Reiseführer sein. Manche Museen werden sehr ausführlich beschrieben, wie auch das in Philadelphia. Bei der Beschreibung dieser Stadt, die damals zweifelsohne eines der wichtigsten Kulturzentren der Zeit war, rühmt Ludvigh die Schauspieler und spricht mit Begeisterung über die Theaterstücke, die hier aufgeführt werden. In New Orleans nimmt er an einer Aufführung teil und berichtet über die Größe des Theatergebäudes, das zur Zeit das viertgrößte in der Welt war. Über dieses Theater hat er eine sehr gute Meinung:

Ich habe mich hier zum erstenmal in einem amerikanischen Theater befriedigt gefühlt. Das Parterre ist hier mit keinem Pöbel gefüllt, wie gewöhnlich in den östlichen und westlichen Städten, der sich alle möglichen Rohheiten erlaubt.<sup>14</sup>

Er widmet auch den Bibliotheken und den wissenschaftlichen Institutionen, die den Menschen Kenntnisse übermitteln, große Aufmerksamkeit. Er hebt unter den Bibliotheken besonders die in New York hervor, die noch in der Kolonialzeit um 1700 gegründet wurde und jährlich das meiste Geld für neue Bücher ausgab.

Als Ludvigh nach Amerika kam, erlebte dort die Religiosität eine neue Blüte. Es gab schon unzählige Sekten und immer neue wurden gegründet. Er meint, es gefalle ihm, daß es hier keine vom Staat unterstützten Konfessionen und eine völlige Religionsfreiheit gebe. Er wundere sich aber darüber, daß die Priester sogar in den aufgeklärten und praktisch denkenden Vereinigten Staaten das Volk in so großem Maße beeinflussen können. Des öfteren äußert er sein Mißfallen darüber, daß sonntags alle in die Kirche gingen, obwohl die Leute das gar nicht aus Überzeugung täten. An diesem Tag sei sogar das Spielen verboten, die Omnibusse führen nicht, weil sie die Andacht stören würden. Ludvigh folgt diesem Gesetz nicht, sein Gott — sagt er — sei die Natur und die Vernunft, einem vernünftigen Menschen könne allein der Atheismus etwas bieten. Er muß aber feststellen, daß „die Massen der Völker in Jahrtausenden sich kaum zur Stufe des Deismus emporschwingen werden“.<sup>15</sup> Das Volk sei nämlich eine Herde, das eines Hirten, eines Königs bedürfe, und in diesem Fall sei das Christus — meint Ludvigh. Er wagt sogar zu behaupten, daß die Kirche „das einzige Werkzeug“ sei, mit dem Europa die Freiheit der Vereinigten Staaten gefährden könnte. Dieser letzte Gedanke

mag einem überraschend oder übertrieben erscheinen, er war aber zu dieser Zeit in den Staaten im Laufe der Kampagne, die gegen die katholische Kirche geführt wurde, fast schon gemeingültig. Ludvigh vertritt also in diesem Falle nicht einfach seine Meinung, sondern vermittelt die antikatholische Einstellung der Leute in Amerika.

## 2.2. Wirtschaftsverhältnisse

Ludvigh berichtet in seinem Buch auch über die geographischen und klimatischen Gegebenheiten, informiert seine Leser über die Fruchtbarkeit des Bodens, über die Preise der Grundstücke, also über alles, was einen Auswanderer erwartet, wenn er nach Amerika kommt. An manchen Stellen schwärmt er über die Schönheit der Landschaft:

Ich [...] war entzückt durch /sic!/ die schöne Landschaft, durch das Purpurgewand der scheidenden Sonne.<sup>16</sup>

Er beschränkt sich aber nicht nur darauf, die Schönheiten des Landes wiederzugeben, er vermittelt auch äußerst präzise geographische Angaben, fast so wie in einem Fachbuch. Nach solch einer Schilderung ist der Leser genauestens informiert, wo er Kohlenminen, fruchtbaren Boden zu welchem Preis findet, wo es sich lohnt, sich niederzulassen. Ludvigh ermutigt die Auswanderer, zu experimentieren. Er unterstützt seine Behauptungen mit Beispielen: Eine deutsche Familie in Columbus habe z. B. einen großen Garten „mit vorzüglichen europäischen Kernobst-Sorten“, und jetzt plane sie ungarische Tokaier-Reben anzupflanzen.<sup>17</sup> Er widmet der Schweinezucht in Cincinatti mehrere Seiten, zieht Vergleiche mit der Zucht in Europa und errechnet, daß dieser Produktionszweig den Staaten allein 180.000 Pfd. Sterling bringe.<sup>18</sup>

Über die Preise landwirtschaftlicher Produkte berichtet er, daß der Farmer für Fleisch, Butter und Weizen im Westen viel weniger bekomme als im Osten und im Süden. Im Westen habe man es also viel schwerer. Man könne hier zwar eine Farm von 160.000 Acker Land — was zum anständigen Lebensunterhalt einer Familie ausreiche — für hundert Taler „einrichten“ und im zweiten Jahr bereits ernten, aber um auch ein Haus und die notwendigen Gebäude bauen zu können, brauche man bedeutend mehr Geld, als ein Bauer im Nordwesten besitze.

Ludvigh will seine Leser objektiv und gewissenhaft informieren. Das beweist auch eine Aufzählung, in der er die für die Landwirtschaft, Waldwirtschaft, für den Bergbau sowie für die Baumwollplantage geeigneten Gebiete vorstellt. Dabei weist er neben den Vorteilen auch auf die Nachteile hin. Am Ufer des Mississippi meint er:

Es sind da viele große Farmen, denen nichts fehlt, als gute Wohnhäuser und ein Markt.<sup>19</sup>

Dubuque empfiehlt er den Einwanderern wärmstens, weil es in der Gegend viel Holz gebe und sie gut bewässert sei, sich so der Besiedlung eigne. Hier sei auch „das reichste Blei-Lager der Welt“ zu finden. Das Land sei aber für die Landwirtschaft nicht geeignet.<sup>20</sup> Dagegen sei in Iowa die Qualität des Bodens vorzüglich, es fehle nur noch die Bevölkerung. Um Lust zu machen, in das Land zu kommen, fügt er noch hinzu, daß die Vereinigten Staaten „unerschöpfliche Ressourcen“ hätten, um viele Millionen Menschen glücklich zu machen.<sup>21</sup> Diese letzte Aussage klingt wie Werbung. Er weist auch darauf hin, daß der Anbau von Baumwolle ein gutes Geschäft sei. Virginia empfiehlt er den deutschen Landwirten besonders, weil hier der Boden für Tabakanbau ausgezeichnet sei. Ludvigh kann die Marktmöglichkeiten gut einschätzen, aber als Belletrist läßt er sich nicht nehmen, die Märkte mit ihrem bunten Getriebe zu beschreiben:

Die Märkte in New-Orleans verdienen besonders an Sonntagen des Morgens gesehen zu werden. Jung und alt, reich und arm, schön und häßlich, weiß und schwarz und braun, alle Nationen drängen sich da in buntem Schwallen.<sup>22</sup>

Die Auswanderer sollten nicht nur die Landschaft kennenlernen, sondern auch die Industrie, die Industriestädte, den Handel und den Verkehr, deshalb nimmt deren Beschreibung in Ludvighs Reisebericht einen vornehmen Platz ein. Geschrieben wird darüber, wie bequem die Verkehrsmittel sind — besonders hervorgehoben werden die Eisenbahn und die Schifffahrt. Ludvigh berichtet ausführlich über die Städte, die ihm gefallen. In Philadelphia findet er die regelmäßige Bauart und die „Reinlichkeit“ der Häuser und Straßen erwähnenswert, schön ist seiner Meinung nach, daß man nicht von Bettlern belästigt werde. Die Eleganz der hier ansässigen Damen macht auf ihn einen großen Eindruck. Er vergißt aber auch diesmal nicht, auch über die Schattenseiten zu schreiben. In den Städten könne man einerseits Luxus sehen, andererseits seien sie auch Zentren des Elends. Das zeige auch das Stadtbild, das fast überall gleich sei: Auf den Hauptstraßen stünden Backsteinhäuser, in den Nebenstraßen, wo die Leute in „Bretterhäusern“ wohnten, wachse noch Gras.

Ludvigh legt großes Gewicht auf die Vorstellung der Industriestädte und hebt ihr eigenartiges Profil hervor. So macht er die Leser mit den Eisenwerken in der Nähe von Cumberland bekannt. Hier befänden sich die Eisenwerke zu Mount Savage, die tausend Menschen Arbeit geben. Auch in Wheeling gebe es mehrere Fabriken — eine Glasfabrik, eine Roll-Mühle und eine Nagelfabrik, die den Einwanderern gute Arbeitsmöglichkeiten bieten. Die Papier- und Mahlmühlen würden außer Wasserkraft auch mit Dampf betrieben. In Pittsburg zeige sich dem Beobachter die wahre Macht des Kapitals. Die Stadt sei wegen der Flüsse und Kohlenberge für Fabriken vorzüglich geeignet, deshalb seien hier auch viele Eisenwerke, Baumwollspinnereien und Glasfabriken entstanden. Genauso sei es in St. Louis, wo Ludvigh sogar die genaue Anzahl der Mühlen angibt. An manchen Stellen unterbricht er seinen Bericht

mit Tabellen und Statistiken. Eine der größten Handelstädte der Welt werde Ludvighs Meinung nach New Orleans sein. Die Sümpfe würden hier verschwinden, und hier würden vielleicht schon am Ende des 19. Jahrhunderts „eine Million Menschen eine der reichsten Städte der Welt bewohnen.“<sup>23</sup> Zweifelsohne will Ludvigh mit diesen Angaben diejenigen informieren, die nicht in der Landwirtschaft arbeiten wollen oder die kein Geld „für den Kauf eines Stückes billigen Bodens“ haben.

Ein Reisender muß auch wissen, wo er während seiner Reise absteigen kann. Auch darüber bekommt der Leser Auskunft. In den deutschen Gasthäusern bezahle man im allgemeinen drei Dollar pro Woche — sagt Ludvigh —, die Preise in den meisten amerikanischen Hotels betragen 1 Dollar pro Tag, und in den großen Hotels im Osten und im Süden 2 Dollar. Wenn das ein Ausländer umrechne, scheinen ihm diese Preise hoch zu sein, nicht so aber einem Amerikaner, „dem ein Dollar nicht mehr ist, als z. B. dem Österreicher ein Gulden Papier oder dem Bayer ein Gulden Münze.“<sup>24</sup> Ludvigh findet also Gelegenheit, die Lohnverhältnisse zu vergleichen, und er tut es in einer ganz einfachen Form.

Einen bedeutenden Platz nimmt bei ihm die Schilderung des Verkehrs ein:

Ich behaupte, daß man hier nicht nur bequem und schnell, sondern auch billig reist und bestätige dies mit der Thatsache, daß mich meine Reise bis hierher, auf Eisenbahn, Dampfbooten und in Postkutschen in einer Entfernung von 1.208 Meilen nicht mehr Fahrgeld gekostet hat als \$ 51 und fünfzig Cents.<sup>25</sup>

Das alles noch zu unterstreichen, bringt er weitere Beispiele. Bei all seinen Reisen beschreibt er seine Reiseroute ganz genau, die Entfernungen und was eine Fahrt kostet. Besonders große Aufmerksamkeit widmet er der Binnenschifffahrt. Anhand der Vorstellung der Handelsmarine versäumt er nicht, mitzuteilen, daß in diesem Land während der letzten zwanzig Jahre jährlich eine Anzahl von Segelschiffen und Dampfbooten gebaut worden sei, die „an Schönheit der Form, an Schnelligkeit, an Eleganz und Bequemlichkeit von keinen anderen der Welt übertroffen werden“, und diese selbst die Bewunderung der Engländer erregten, die sonst die Vereinigten Staaten nicht besonders schätzten und darüber nicht die beste Meinung hätten.<sup>26</sup> Es soll noch erwähnt werden, daß Ludvigh auch über die Handelsmarine ganz genaue Angaben besaß, er kannte sogar das Tonnengewicht der Schiffe. Die Anzahl der „Packetboot-Linien“ und der „Dampfschiffs-Linien“ steige von Jahr zu Jahr, sie seien bequem und viele davon hätten schon regelmäßige Fahrpläne. Die Schifffahrt müsse seiner Meinung nach noch verbessert werden, — besonders auf dem Mississippi, wo sie noch wegen der Sandbänke gefährlich sei, — aber „mit der fortschreitenden Civilisation“ werde auch diese sicherer werden.<sup>27</sup> Die Verkehrsmittel seien nach Meinung des Autors nicht nur bequem, sondern auch nützlich, weil damit auch der Warentransport abgewickelt werden könne, was wiederum zum Reichtum des Landes beitrage.

### 2.3. Aktuelle Probleme der Union

Ludvigh lebte lange genug in den Vereinigten Staaten, um auch die jeweiligen Probleme des Landes zu kennen, die die Leute beschäftigten; nämlich die Sklavenfrage — mit der ich mich später befasse — und den mexikanischen Krieg.

In der Zeit, als Ludvigh seine Reise durch die Vereinigten Staaten machte, wurde das Land mit einem bedeutendem Problem konfrontiert, mit dem mexikanischen Krieg, der — bekanntlich — durch die Provokation der Amerikaner ausgelöst wurde. Ludvigh äußert sich diesem Krieg gegenüber nicht feindselig, aber sein Vorbehalt ist aus dem Text deutlich herauszulesen. Er ist zwar sicher, daß die Amerikaner siegen werden, aber zugleich auch besorgt, ob die Erweiterung der Grenzen den Staaten von Nutzen sein werde.<sup>28</sup> Sein Vorbehalt bezüglich des Krieges hindert ihn aber nicht daran, die Anmeldungen der Freiwilligen zu loben, und zu erkennen, daß die amerikanische Flotte in den folgenden zwanzig-dreißig Jahren zu der ersten Flotte der Welt werden könnte.<sup>29</sup>

### 2.4. Ludvighs Reiseroute und seine Eindrücke über das Land

Wenn wir die Reiseroute von Ludvigh betrachten, läßt sich feststellen, daß er hauptsächlich Städte und Ortschaften besuchte, wo Deutsche wohnten. Sein Ziel war während seiner Reise nicht nur die Materialsammlung zu seinem Buch, er wollte auch für das von ihm herausgegebene Blatt, die „Fackel“, weitere Subskribenten gewinnen.

Er begann seine Reise in Philadelphia, dann folgte Reading, wo er sich über die „pennsylvanischen“ Deutschen sehr unzufrieden äußert, weil sie sich für die deutsche Literatur überhaupt nicht interessierten.<sup>30</sup> Es gebe hier nur wenige aus Europa unlängst übersiedelte Deutsche und noch weniger unter ihnen, die die „Fackel“ lesen würden — schreibt Ludvigh. In Baltimore meditiert er über die deutschen Emigranten, die hier ankommen und „gleich lebendigen Mumien“ in den Straßen herumgingen. Sogleich beruhigt er aber den Leser: Man müsse hier zwar auf vieles verzichten, aber wer arbeitsfähig sei, könne hier gut leben. Baltimore war der „Hauptstapelplatz“ für deutsche Emigranten, so ist es auch verständlich, daß Ludvigh an dieser Stelle ganz ausführlich über die Möglichkeiten in Amerika spricht.<sup>31</sup> Er berichtet über Deutsche, die in Baltimore recht gut lebten und, obwohl sie nichts studiert hätten, immer wieder die Berufe wechseln könnten. Man brauche hier nämlich nur Mut und Unternehmungsgeist, dazu noch ein wenig Glück, und schon könne man ein sorgloses Leben führen. Wie Ludvigh über all das schreibt, weiß man, daß er damit nicht die dort lebenden Menschen kritisieren, sondern diejenigen ermutigen will, die erst jetzt auswandern wollen.

In Frederick wohnte Ludvigh im Hause einer deutschen Witwe. Er bemerkt, daß sie wohlerzogene Kinder habe. Das sei Ludvighs Erfahrung nach eine Seltenheit in Amerika. Hier ließen nämlich die Eltern ihre Kinder meist wild aufwachsen; den Lehrern wiederum verbiete das Gesetz, die Schüler körperlich zu bestrafen.<sup>32</sup> Das sei auch der Grund dafür, daß es in Amerika so viele zügellose Kinder bzw. unerzogene Erwachsene gebe. Als Gegenbeispiel erzählt er über das deutsche Städtchen Hamburg, wo sich „der deutsche Fleiß“ geltend mache und die Gegend um Frederick in prachtvolle Farmen verwandele.<sup>33</sup>

In Wheeling wollte sich Ludvigh nur kurz aufhalten, weil es ihm hier einige Jahre zuvor nicht gelungen war, bei den streng Gläubigen „der Fackel Eingang zu verschaffen“. Jetzt wurde er ganz anders empfangen, und die Deutschen baten ihn sogar, eine Rede zu halten. Das sei seiner Meinung nach ein gutes Zeichen, die Menschen würden doch vernünftiger werden.<sup>34</sup>

Er machte in Pittsburg und in Alleghany Halt, wo wiederum viele Deutsche wohnten. Über diese hat der Autor nicht gerade die beste Meinung: nur wenige seien unter ihnen, die gebildet seien, doch sie hielten viel von sich selbst. In Pittsburg erschienen zwei deutschsprachige Zeitungen, eine davon war das älteste deutsche Blatt in den Vereinigten Staaten, der „Reader Adler“, der gerade seinen fünfzigsten Geburtstag feierte. Es war ein Blatt der demokratischen Partei und es gehöre mit der „Hannover Gazette“ zu den besseren Zeitungen — wie es Ludvigh betont. Er fügt noch hinzu, daß die meisten Zeitungen seiner Meinung nach in einem erbärmlichen Stil geschrieben würden. Der deutsche Buchhandel sei Ludvighs Meinung nach „kaum der Erwähnung werth“, die deutschen Buchhandlungen machten mit den englischen Büchern mehr Geschäft als mit den deutschen.<sup>35</sup> Traurig muß er feststellen, daß wissenschaftliche und belletristische Werke kaum gekauft würden, gefragt seien Bibeln, Gesangbücher, Schulbücher und Kalender. Ludvigh schloß daraus, daß die Deutschen nicht lesen, bzw. die wenigen Gebildeten ihre Bibliothek mitbrachten oder aber zu arm sind, sich hier Bücher kaufen zu können. Fazit: Die Pressefreiheit an sich reiche noch nicht aus, um ein niveauvolles kulturelles Leben zu führen.

In Deutschland ist der liberale Schriftsteller ein Sklave der Zensur, hier ist er ein Knecht des Volkes: dort sperrt man ihn ein, hier läßt man ihn hungern, steinigt oder lyncht ihn.<sup>36</sup>

Letztere Bemerkung bezieht sich auf die Redakteure im Süden, die für die Aufhebung der Sklaverei eintraten.

Ludvighs nächste Station war Canton. Er wählte dieses Städtchen, weil hier viele Deutsche wichtige Positionen innehatten, und sogar der Bürgermeister war ein Deutscher. Auch hier ergreift er die Gelegenheit, darüber zu schreiben, wie man sich als Einwanderer durchsetzen kann. In Wooster hatte Ludvigh Erfolg mit der „Fackel“. Die Deutschen läsen die Zeitung trotz Ermahnung und Verbot des Pfarrers — triumphiert er. Von hier ging es nach

Sandusky City, wo er in einem Wirtshaus die verschiedensten Deutschen traf. „Da gab es Schweizer und württembergische Bauern in blauen Hemden mit kurzen Hosen und langen Röcken, die schweigend am Ofen ihre Pfeifen rauchten.“<sup>37</sup> Eine andere Gruppe hätte sich in schlechtem Englisch unterhalten. Der Verfasser verurteilt diese Deutschen, weil sie in einer deutschen Gesellschaft nicht deutsch sprächen, sie wollten „mehr sein“ und mit ihrem Können prahlen.

Die nächste Station war Cleveland, wo Ludvigh mit Bedauern feststellen mußte, daß von den dreizehn öffentlichen Schulen keine einzige für die deutsche Bevölkerung da sei. Das liege aber nicht an den Amerikanern, daran seien einzig und allein die Deutschen schuld, weil sie ihre Kinder nicht in die Schule schicken wollten.<sup>38</sup> In Columbus wurde das Hospital von einem Deutschen verwaltet und auch in Dayton wohnten viele Deutsche. Unter ihnen befänden sich Advokaten, Ärzte und Apotheker. Es gebe hier auch einige Handwerker und Kaufleute, die an Bildung den Amerikanern nicht nachstünden. Im allgemeinen sei aber die deutsche „Masse“ ungeschult und roh. Da die Leute auch in Deutschland „ohne Erziehung in drückenden Verhältnissen“ aufgewachsen seien, wollten sie nicht, daß ihre Kinder lernen, obwohl es sich hier dafür die Möglichkeit böte.<sup>39</sup>

Cincinnati sei — nach Ludvigh — eine Hochburg der Deutschen. Sie seien hier lebensfroh und arbeiteten gern. Diejenigen aber, die den oberen Zehntausend angehörten, hätten mehr Geld als Bildung. Sie vermischten sich mit den Amerikanern und täten überhaupt nichts zur Hebung deutscher Literatur und Kunst — stellt Ludvigh ein wenig abschätzend fest. Wenige würden gerne etwas dafür tun, diese hätten aber die finanziellen Mittel nicht. In der Stadt gebe es aber wenigstens eine Liedertafel, einen Lese- und Bildungsverein mit einer Bibliothek und ein deutsches Theater, dem aber nur ein einziger Saal für die Aufführungen zur Verfügung stehe.

Den Tausenden von Deutschen ist es ein Leichtes Kirchen zu bauen, aber ein Theater zu bauen scheint für sie eine Unmöglichkeit.<sup>40</sup>

Den nächsten Halt machte Ludvigh in Louisville. Hier seien die meisten Deutschen „Kaffewirthe“, Schneider, Metzger, Schuhmacher und Tagelöhner von Beruf. Ludvigh kann den Einwanderern Iowa besonders empfehlen, weil das seiner Meinung nach ein „Juwel“ sei. Er macht die Leute jedoch darauf aufmerksam, daß das Landleben nur für Bauern geeignet sei, Stadtmenschen würden es hier nicht aushalten, weil es fern von allem geselligen Leben liege.<sup>41</sup> In der Stadt Galena lebe man meist vom Bergbau, es sei in der Umgebung viel Erz zu finden — erteilt Ludvigh den Einwanderern die Information. Das Leben der Bergleute sei aber dem Lottospiel gleich, manchmal müsse man jahrelang graben, um nur ein wenig Erz zu finden. Auch Chicago biete gute Arbeitsmöglichkeiten. Der Meinung des Autors nach komme die Gegend einer Kornkammer gleich, außerdem finde man hier unter den Far-

mern viele freisinnige „Seelen“. Ludvigh fuhr dann über Springfield nach St-Louis weiter, wo er an einem Ball des Concordia-Vereins, welcher von den Deutschen gegründet wurde, teilnahm. Er hielt dieses Ereignis deshalb für erwähnenswert, weil er hier außer einigen Doktoren lauter gebildete Arbeiter getroffen habe.<sup>42</sup>

„Es giebt nur eine freie Stadt, es giebt hier nur ein New Orleans“<sup>43</sup> — verkündet Ludvigh begeistert, wahrscheinlich auch darum, weil er hier alle Exemplare seiner „Fackel“ absetzen konnte.

In Charleston wohnten meist Deutsche, die aus dem nördlichsten Teil des alten Vaterlandes gekommen waren. Leider gebe es hier auch keine Einheit zwischen den Hochdeutschen und den Plattdeutschen — stellt er fest —, genauso, wie es zu Hause der Fall gewesen sei. Von hier aus ging die Reise nach Washington, dann nach New York. Hier fand er ähnliche Zustände wie in den anderen von Deutschen bewohnten Städten. Auch hier hätten es die Deutschen in Hinsicht Kunst, Wissenschaft und Literatur zu nichts Erheblichem gebracht, aber es werde auch in der Zukunft nicht anders werden — stellt er pessimistisch fest. In New York endete Ludvighs Reise.

### 3. Ludvighs Licht- und Schattenbilder

Ein großer Vorzug von Ludvighs Reisebericht ist, daß er diesen als Bürger der Vereinigten Staaten geschrieben hat, wo er lebte. Das Buch ist also nicht aufgrund flüchtiger Eindrücke während einer Reise entstanden, — diese war nicht seine erste Rundreise in den Staaten — er hat seine Eindrücke während seiner dritten Reise aufgezeichnet und sie mit den früheren Erfahrungen verglichen. Als Ergebnis entstand dieses Buch.

Ludvigh, der einen objektiven Reisebericht schreiben wollte, hielt sich mehrere Gesichtspunkte vor Augen. Er wollte sich einerseits zu seiner neuen Heimat bekennen, mit deren grundlegenden Institutionen er zufrieden war. Andererseits wollte er aber nicht den Fehler begehen, die Vereinigten Staaten einseitig, die Einrichtungen voreingenommen beschreiben. Sein Buch war für die eventuellen Neueinwanderer aus deutschem Sprachgebiet als Information gedacht. Deshalb beinhaltet es so viele nützliche, praktische Ratschläge über die von Deutschen bewohnten amerikanischen Gebiete. Er wollte dabei außer den Sonnenseiten des amerikanischen Lebens auch die Schattenseiten darstellen. Wenn er im Buch über die guten und vorteilhaften Gegebenheiten und Möglichkeiten berichtet, schreibt er gleich danach — um das Gesagte auszugleichen — über unangenehme Tatsachen. Das tut er wahrscheinlich aus einem gewissen Verantwortungsgefühl, und daraus kann man folgern, daß er als bekanntes, ja sogar anerkanntes Mitglied der deutschen Gemeinde in Amerika die Möglichkeit aller nachträglichen Vorwürfe vermeiden will, die von den neu ankommenden Einwanderern herrühren könnten. Vorbeugen will er also den Vorwürfen derjenigen, die vielleicht durch Ludvighs Buch in die

Neue Welt „gelockt“ wurden. Selbstverständlich geht aus dem Text hervor, was für eine Meinung Ludvigh über das politische und gesellschaftliche System der Vereinigten Staaten hat und das ist die Meinung eines Menschen, der schon mehr als ein Jahrzehnt in Amerika lebte. Diese zusammenfassende Meinung ergibt im Buch ein System von Licht- und Schattenbildern.

Ludvighs Meinung nach hatten die Vereinigten Staaten eine große, blendende Zukunft, und ihre Entwicklung sei nicht aufzuhalten. Er meint, er könne das objektiv beurteilen:

Wenn man unparteiisch die Vereinigten Staaten betrachtet, so wird man zugeben müssen, daß keine Macht der Erde ihrem Fortschritt Einhalt thun kann, von dem die Geschichte kein ähnliches Beispiel aufzuweisen hat.<sup>44</sup>

Amerika sei das Land der Freiheit. Es gebe hier eine Freiheit, die man auf deutschem Sprachgebiet wegen der Zensur nicht kenne. Seine Aussage unterstützt er mit Beispielen. Er erwähnt die Pressefreiheit, daß eine jede Partei und Organisation eine eigene Zeitung haben könne. In Cincinnati allein gebe es z. B. sechszwanzig periodische Blätter, „eine Zahl, die ein europäisches Königreich nicht besitze.“<sup>45</sup>

Die Religionsfreiheit sei auch eine Errungenschaft der neuen Republik. Hier könne ein jeder eine Glaubensgemeinde gründen und das Evangelium verkünden. Aufgrund der Religionsfreiheit habe jede Sekte das Recht auf ihren Kult — das sei Ludvighs Meinung nach sehr gut, obwohl er selbst gegen alle Religionen ist und für ihn nur eine einzige Kirche existiere, nämlich die Natur, die für ihn Gott verkörpere.<sup>46</sup> Ludvighs Meinung über die vielen Sekten ist nicht eindeutig positiv, aber er meint, „ein Glück ist es für die Republik, daß sie sich gegenseitig in Schach halten.“<sup>47</sup> Das Beste in Amerika sei in dieser Hinsicht, daß der Mensch im Sinne der Verfassung frei entscheiden könne, ob er beten wolle oder nicht.<sup>48</sup>

Amerika ist Ludvighs Meinungs nach zwar nicht das Land der Gleichheit, aber die schreienden Ungleichheiten seien hier bereits aufgehoben, „aber für Freiheit und absolute Gleichheit hat die Natur den Menschen nicht geschaffen.“<sup>49</sup> Es gebe hier Arme und Reiche, genauso wie in Europa, aber dort stehen Glanz und Elend einander grell gegenüber. Auch hier müsse man hart arbeiten, aber dadurch könne man sich etwas anschaffen, und der Abstand zwischen Armen und Reichen sei nicht so groß wie im alten Vaterland.<sup>50</sup> — stellt Ludvigh von dem zeitgenössischen Amerika fest.

Es gebe hier wirklich eine Demokratie. In Philadelphia z. B. sei ein Park, wo regelmäßig öffentliche Veranstaltungen stattfänden, diese seien das Forum der öffentlichen Meinung.<sup>51</sup> In der Stadt Pittsburg hätten sogar die Neger ihr literarisches Institut.

Amerika sei ferner das Land des billigen und leicht erwerblichen Bodens. Auch die Handwerker und die Tagelöhner hätten nichts zu fürchten, und für Dienstmädchen sei hier einfach ein Paradies.

Der Bauer, der Geld und Hände mit über den Ozean bringt, hat hier die meisten Vortheile vor allen übrigen Ständen. Der Handwerker, der seinem Fache gewachsen, braucht nicht zu verzagen, findet sich auch nicht sogleich Arbeit, so öffnet sich ihm doch bald ein Weg. [...] Maschinisten, Schlösser, Schmiede, Wagner, Schreiner, Zimmerleute, Maurer, finden hier gutes Fortkommen.<sup>52</sup>

Ludvigh schreibt von den positiven Zügen der Vereinigten Staaten, aber gleichzeitig äußert er sich nicht nur im allgemeinen über Freiheit und Gleichheit oder über die Möglichkeiten persönlicher Erfolge, sondern auch über die Kraft der Republik und ihre außenpolitischen Erfolge. Offenbar ist er nicht begeistert, daß Amerika gegen Mexiko einen Krieg führt, aber er verfolgt die Ereignisse des Krieges, berichtet darüber und spricht in Verbindung damit begeistert von der Flotte und den Möglichkeiten der Flottenentwicklung.

Überall, wo Ludvigh von der Innenpolitik, vor allem von dem Wahlkampf — anlässlich der Präsidentenwahl — schreibt, hebt er nicht mehr das Wahlrecht, die Offenheit des politischen Kampfes hervor, sondern die wirklich harten, oft schon störend wirkenden Intrigen dieses Kampfes. Vielleicht könnte man daraus die Schlußfolgerung ziehen, daß Ludvigh — von Zeit zu Zeit selbst auch Beteiligter der Wahlkämpfe — von den täglichen politischen Ereignissen nicht die beste Meinung hatte. Vielleicht ist es damit zu erklären, daß er sich zwar über die Gleichheit und Freiheit grundlegend positiv äußert, aber die Verbesserung von deren Voraussetzungen für notwendig hält, wenn er sagt: „Es giebt noch nirgends Freiheit und Gleichheit auf Erden und in Europa sowohl wie in Amerika bleibt noch viel zu reformieren übrig.“<sup>53</sup>

Worauf schon der Titel des Reiseberichts hinweist, spricht Ludvigh auch über die Schattenseiten der Vereinigten Staaten. Er kritisiert auch seine neue Heimat, und diese Kritik kann in drei Themenkreise gruppiert werden: Er kritisiert einerseits die politischen Zustände, andererseits die wirtschaftlichen Voraussetzungen und schließlich das amerikanische Geistesleben. Er nimmt die Schwächen der Demokratie unter die Lupe wenn er sagt, daß „die Institutionen der Demokratie allein, selbst bei dem unerschöpflichen Reichtum des Landes, nicht hinreichen, ohne Verwirklichung des politisch ausgesprochenen Prinzips der Gleichheit.“<sup>54</sup>

Anhand eines Ereignisses — wo ein Redner nach seiner antireligiösen Ansprache gesteinigt wurde — stellt er die Frage, wo hier die Freiheit und Gleichheit seien, womit man ihr Vorhandensein beweisen könne. Und in Form einer weiteren Frage gibt er darauf gleich die Antwort: Könne man sie mit jener Rolle Papier beweisen, „genannt Constitution, die viel herrliches enthält, das aber groeßtheils im Leben des Volkes zur Satyre und zur Lüge wird.“<sup>55</sup>

Die Sklavenfrage beschäftigt auch Ludvigh, wie alle anderen Schriftsteller der Zeit, aber er geht an das Problem im Zusammenhang mit der Freiheit und Gleichheit heran. Er bemängelt, daß die Farbigen im Lande der Freiheit auf dem Dampfboot nur „den gesonderten zweiten Platz“ in Anspruch nehmen

dürfen. Er muß feststellen, daß die Schwarzen hier keine Rechte haben, aber er meint:

Zwei verschiedene Racen nie in Harmonie gleiche Rechte genießen und zusammenleben werden, und es wäre allerdings für die Weißen in den Vereinigten Staaten sowohl wie für die freien Schwarzen (deren Freiheit durch den Mangel an gleichen Rechten zur Satyre wird) von großem Vortheil, wenn diese letzteren alle nach Liberia gingen.<sup>56</sup>

Ludvigh ist der Meinung, daß die Sklaverei nur dann verschwinden werde, wenn sich die Sklavenbesitzer vom Wert der freien Arbeit überzeugen würden. Bis dahin hätten die Sklaven keine Rechte, sie dürften nicht einmal lernen. Ludvigh meint, daß es zwar unrecht sei, vor den Sklaven die Quelle des Wissens zu verschließen, aber es wäre doch unvernünftig, sie, die jetzt in Unwissenheit leben, plötzlich zu befreien. Wie er mehrmals betont, sei es Unfug zu glauben, daß die zwei verschiedenen Rassen, nämlich die Weißen und die Schwarzen sich je vermischen würden. Eine Lösung jedoch findet er auch nicht.<sup>57</sup>

Unter den Schattenseiten muß auch der Spekulationsgeist — der sehr groß sei — erwähnt werden. Dieser müßte gezügelt werden. Darüber meint Ludvigh wie folgt: „Der Preis des Bodens sei „so gering, daß mir selbst eine Herabsetzung desselben unnöthig erscheint. Das Quantum, welches im Einzelnen verkauft wird, zu beschränken, würde ich zur Beschränkung der Spekulation allerdings für nützlich erachten.“<sup>58</sup> Ihm gefällt nicht, daß man den Boden für wenig Geld kaufen kann, ihn dann solange liegen läßt, bis in der Nähe eine Siedlung oder Eisenbahnlinie gebaut wird, dann um vieles teurer zu verkaufen. Man spekuliert aber nicht nur mit dem Boden, sondern auch auf anderen Gebieten der Wirtschaft und des Handels. Seiner Meinung nach werde sich daran auch nichts ändern und der Spekulationsgeist und das Kapital würden die Arbeit solange monopolisieren, „bis die Arbeiter an Intelligenz nachstehen werden bloß als Maschine handelnd.“<sup>59</sup>

Der Verfasser hat von den Amerikanern und vom amerikanischen Charakter keine gute Meinung. In einem Gasthaus beschreibt er z. B. eine amerikanische Gesellschaft folgendermaßen:

Sie sprachen wenig, tranken viel, kauten Taback, rauchten Cigarren, spuckten weit von sich, schneuzten sich mit der Hand, trockneten die Nase mit seidenen Schnupftüchern, und verschmolzten jeden Satz ihrer Rede mit dem beliebten „God damn“.<sup>60</sup>

Auch anderswo übt er wieder scharfe Kritik und sagt, daß der amerikanische Charakter nur zwei Variationen habe, den kauenden und den nicht kauenden, oder den fluchenden und den nicht fluchenden. Die Amerikaner hätten das Geld und die Unabhängigkeit sehr gern, sie seien heftig im Politisieren, tapfer im Krieg, doch sie seien Egoisten, die meisten ungebildet und sie läsen nur, wenn das ihnen Nutzen bringe. Die Folge sei, daß einer nur sprechen müsse, um zu erfahren, wie ungebildet er sei.<sup>61</sup>

Über das geistige Leben äußert sich Ludvigh wie folgt:

Amerika ist ein herrliches Land, die Verfassung der Vereinigten Staaten gewährt jeder Thätigkeit der menschlichen Kräfte freien Spielraum: man kann hier im Allgemeinen sein Leben leichter gründen, wie im alten Vaterlande, doch es giebt hier kein geistiges, kein höheres, geselliges Leben und diesen Mangel kann mir selbst nicht die freie Verfassung ersetzen.<sup>62</sup>

Wie schon erwähnt, hält Ludvigh die Religionsfreiheit auch für ein Geschäft mit der Seele, er sträubt sich gegen Kirchenbesuche. Die Religiösität töte den Geist, und die Kirche werde nur durch den Glauben und das Unwissen der Leute aufrechterhalten können. Er tritt gegen den Katholizismus auf, weil seiner Meinung nach die Kirche die Verbündete des Auslandes sei. Die Sekten aber seien ein Segen für die Republik, denn das zerfallene Christentum sei für die Republik nicht so gefährlich wie die Kirche. Auch hier findet er Gelegenheit, zu bezweifeln, ob hier die Gleichheit überhaupt vorhanden sei. Er fragt: Wie könne man von Gleichheit sprechen, wenn der Katholizismus behaupte, daß nur die katholische Religion „die alleinseligmachende ist, und die protestantische ihr nachsteht.“<sup>63</sup>

Ludvigh ist ein guter Beobachter. Er geht an den Unvollkommenheiten seiner gewählten Heimat nicht vorbei, er übt sogar manchmal eine ganz harte und bittere Kritik daran. Er muß aber trotz aller Kritiken feststellen:

Amerika geht einer großen Zukunft entgegen, seine Gebrechen sind viele — aber der Schatten wird durch die Lichtseiten weit überstrahlt, und der Mängel wegen, die ihre Quelle im Volke selbst, nicht in der Regierung haben, die Republik beschimpfen wollen, hieße den ersten Sieg der Demokratie über Despotie verkennen und zum Feinde des Fortschrittes der Völker werden.<sup>64</sup>

#### 4. Zusammenfassung

Das untersuchte Werk „Licht- und Schattenbilder republikanischer Zustände“ weist eine spezifische, eigene Form des Reiseberichts auf. Obwohl Ludvighs Schaffen nach 1848 noch unerschlossen ist, kann doch mit großer Wahrscheinlichkeit behauptet werden, daß dieses Buch zugleich eines seiner persönlichsten Geständnisse ist. Ludvigh bot das Werk, mit dem er den deutschen Auswanderern ein reales Amerikabild geben wollte, auch die Gelegenheit, seine Erfahrungen während seines Jahrzehntsaufenthalts in der neuen Heimat fragmentarisch zusammenzufassen. Wie er über die Menschheit und ihre Zukunft, über die Religion und das freie Denken, über die republikanische Haltung schreibt, bezeugt sein politisches Bekenntnis und seine Weltanschauung. Man kann sagen, daß Ludvigh in diesem Buch, das zwar in Europa gedruckt, aber sowohl hier wie auch in Amerika erhältlich war, die philosophischen und politischen Grundlagen seiner Weltanschauung am umfassendsten darlegte. Er war außerdem der erste Schriftsteller ungarischer Herkunft, deutscher Muttersprache, der anhand eigener Erfahrungen die amerikanische Republik kritisierte.

## Anmerkungen

1. Auszug aus der Dissertation *Samuel Ludvigh, ein vergessener Reise-Schriftsteller: Samuel Ludvigh, Licht- und Schattenbilder republikanischer Zustände*. — Budapest, 1987.
2. SZINNYEI JÓZSEF: *Magyar írók élete és munkái*. Bd.VIII. — Budapest 1909. S. 79.  
RÉCSEI VIKTOR: *Vas megyei írók*. Bio- és Bibliográfiai Gyűjtemény. — Sopron 1888.
3. Ludvigh fiel wegen eines im Jahre 1833 im Ausland publizierten Werkes über Ungarn bei der Zensur in Ungnade. Er mußte einen Revers unterzeichnen, in dem er versprach, nichts mehr zu publizieren, was staatsfeindlich wäre. Das oben genannte Buch wurde 1835 verboten, was aus einem Schreiben der ungarischen Hofkanzlei hervorgeht. (Országos Levéltár, Magyar Udvari Kancellária, Acta Generalie, 1836 : 4384.)
4. Er mußte großes Aufsehen erregt haben, weil im Wiener Allgemeinen Verwaltungsarchiv mehrere Akten über ihn vorhanden sind. (Allgemeines Verwaltungsarchiv Wien, Oberste Polizeihofstelle. Betreffend des Erscheinens des bedenklichen Abentheurers Samuel Ludvigh.)  
Ludvigh hielt bei seiner Durchreise in Hamburg zweimal eine Rede, die von der Polizei in Hamburg für friedentörend und revolutionär gehalten wurde. Sogar der amerikanische Gesandte in Berlin, Donelson korrespondierte 1848 mit dem amerikanischen Konsul zu Hamburg über Ludvigh, der republikanische Reden in Hamburg gehalten habe und deshalb ausgewiesen worden sei.
5. LUDVIGH, SAMUEL: *Licht- und Schattenbilder republikanischer Zustände*. — Leipzig 1848. S. V.
6. ebd. S. VIII.
7. ebd. S. 52.
8. ebd. S. 133.
9. ebd. S. 55.
10. ebd. S. 36.
11. ebd. S. 112.
12. ebd. S. 114.
13. ebd. S. 330.
14. ebd. S. 305.
15. ebd. S. 43.
16. ebd. S. 65.
17. ebd. S. 123.
18. ebd. S. 157.
19. ebd. S. 203.
20. ebd. S. 206.
21. ebd. S. 218.
22. ebd. S. 296.
23. ebd. S. 295.
24. ebd. S. 124.
25. ebd. S. 124.
26. ebd. S. 34.
27. ebd. S. 183.
28. ebd. S. 140
29. ebd. S. 37.
30. ebd. S. 16.
31. ebd. S. 45.

32. ebd. S. 64.
33. ebd. S. 66.
34. ebd. S. 74.
35. ebd. S. 92.
36. ebd. S. 93.
37. ebd. S. 108.
38. ebd. S. 114.
39. ebd. S. 124.
40. ebd. S. 134.
41. ebd. S. 196.
42. ebd. S. 233.
43. ebd. S. 277.
44. ebd. S. 183.
45. ebd. S. 161.
46. ebd. S. 97.
47. ebd. S. 138.
48. ebd. S. 278.
49. ebd. S. 69.
50. ebd. S. 44.
51. ebd. S. 26.
52. ebd. S. 46.
53. ebd. S. 244.
54. ebd. S. 218.
55. ebd. S. 11.
56. ebd. S. 67. (Liberia ist eine von den Amerikanern gegründete Kolonie in Afrika)
57. ebd. S. 144.
58. ebd. S. 153.
59. ebd. S. 82.
60. ebd. S. 109.
61. ebd. S. 104.
62. ebd. S. 211.
63. ebd. S. 89.
64. ebd. S. 341.

